

[5]

Unter der Königstanne.

Preisgekrönter Roman von Maria Theresia May.

„Was ist jetzt zu thun, Louis?“ fragte Baron Salberg leinlaut seinen Diener.

Ein Blick des Triumphes schoß aus den schmalen, kleinen Augen des Monsieur Louis. „Nun, das ist einmal eine vernünftige Frage,“ sagte er selbstzufrieden. „Es stände besser um Sie, wenn sie Ihnen öfter einfielen. Ich rathe Ihnen, sofort mich, Ihren treuen Diener, zu dem Herrn Direktor zu senden und sehr höflich fragen zu lassen, ob er Sie jetzt empfangen könne.“

„Bist du verrückt?“ rief Salberg zornig. „Ich soll unterwürdig um eine Unterredung bitten, ich soll zu dem Manne gehen, der — der —“

„Der Sie überraschte, wie Sie von gewissen süßen Lippen, die nicht Ihnen gehörten, der Minne Sold entlehnten,“ fiel Louis spöttisch ein, „und der Sie darüber in sehr bürgerlicher Manier zur Rede setzte. O, seien Sie ruhig, Ihr treuer Diener hat auch ein treues Gedächtniß, und in Bezug auf den uns so plötzlich vom Himmel geschnittenen Direktor Siegfried ist meine Erinnerung doppelt treu. Hab' ich doch selbst eine kleine Privatrechnung mit ihm auszugleichen,“ setzte Louis leiser hinzu. „Aber trotzdem oder gerade deswegen,“ fuhr er fort, „ist es durchaus nothwendig, daß wir uns als „gute Freunde“ geben, jeden Hinweis auf die Vergangenheit vermeiden oder sie höchstens als jugendliche Thorheit darstellen. Also ich gehe, um die Audienz nachzusuchen.“

„Nein,“ fiel Salberg finstler ein, der mit großen Schritten im Gemache auf und ab gegangen war, „ein Edelmann darf sich nicht wegwerfen.“

Salberg sah nicht das ironische Gesicht des Dieners.

„Wenn man nur zu imponiren versteht, wird man mit den Leuten schon fertig. Gehe hinüber und sag' ihm, daß ich, Baron Salberg, ihn zu sprechen wünsche.“

Louis zuckte die Achseln. „Meinetwegen,“ sagte er, „aber mich soll's wundern, ob der Herr Direktor kommt. Damit entfernte sich der Diener.“

Der Baron schraubte die Lampe höher, daß sich helleres Licht durch das Gemach ergoß, dann räumte er einen Würfelbecher und ein neues Spiel Karten, die auf dem Tische lagen, beiseite, legte einige Geschäftsbriefe und Rechnungen ostentativ auf dem eleganten Schreibtische zurecht und öffnete schließlich einen kleinen Wandschrank, in dem sich eine Reihe von Flaschen befand. Aus einer derselben goß der Baron etwas von dem scharf duftenden Inhalte in ein Glas und leerte es auf einen Zug. Sherry-Brandy war auf der Titelle der Flasche zu lesen, aber Baron Strehlen würde wahrscheinlich mit satyrischem Lächeln „Eau de vie“ gesagt haben. Dann stellte Salberg die Lampe auf den Schreibtisch und ergriff die Feder, um in ernste Arbeit vertieft zu erscheinen, wenn der Mann, den er erwartete, eintrat. Als sich jetzt wieder Schritte auf dem Gange näherten, da drehte Baron Salberg rasch die Lampe so, daß ein großes mythologisches Bild über dem Sopha, „Mars und Venus“ von Giordano, im Schatten lag. Aber die Mühe war umsonst gewesen; Louis kehrte allein zurück. Ein Schimmer von Roth lag auf dem bleichen, von Blättern zerrissenen Gesicht, und die Augen des Dieners funkelten in fast wildem Hohn.

„Nun,“ fragte Salberg und drehte sich um, „was sagt er?“

„Er sagte gar nichts,“ entgegnete Louis und warf sich ungenirt seinem Herrn gegenüber in ein Fauteuil. „Ich hatte nicht die Ehre, vorgelassen zu werden. Seine Hoheit ließen mir durch ihren Leibjäger kund und zu wissen thun, daß sie „Geschäfte“ nur in ihrem Bureau abzutun gewöhnt seien, und daß die Geschäftsstunden tagsüber von 9—12 und von 3—6 Uhr abgehalten würden. Der Herr Baron möchten also morgen zu den bezeichneten Stunden wieder anfragen, d. h. das letzte ist mein Zusatz, Paul hat nichts davon gesagt.“

„Unerhört,“ stieß Salberg hervor, „der Unverschämte verdient mit der Reitgerte —“

„Bitte, die lassen Sie ganz ruhig zuhause, vorläufig ist sie gar nicht am Plage. Warum haben Sie mir nicht gefolgt und sind selbst gegangen, ich glaube nicht, daß er Sie nicht vorgelassen hätte. Jetzt ist's am besten, Sie nehmen zur Beruhigung des Blutes ein kleines Souper und legen sich dann gemüthlich zu Bett, außer Sie ziehen es vor, noch Ihre zärtliche Braut zu besuchen.“

„Schweig,“ fuhr Salberg wüthend auf, „ich werde noch heute mit diesem Siegfried sprechen und ihm zeigen, wer ich bin!“ Damit ergriff Salberg hastig seinen Hut und eilte hinaus.

„Zeigen Sie ihm nur, daß Sie klug sind,“ rief Louis ihm nach, aber Salberg hörte nicht mehr. Hastigen Schrittes eilte er den hell erleuchteten Korridor entlang; neben ihm riß der Sturm ein Fenster auf, Salberg achtete nicht darauf. In wenigen Augenblicken stand er an der Treppe, die aus diesem Theile des Schlosses in den Hof führte. Hier hielt der junge Mann zögernd inne. Sollte er jetzt, in vorgerückter Abendstunde, über den Hof gehen, um in den rechten Flügel zu gelangen, in dessen erster Etage sich die Zimmer des Siegfrieds befanden. Wie leicht konnte ihn jemand von der Dienerschaft sehen und sich wundern, daß der Herr Baron nicht den Weg durch das Schloß selbst gewählt habe. Ein breiter Korridor verband den rechten Flügel mit dem linken; er führte aber an sämtlichen Frontzimmern vorüber, vorüber an der Wohnung der Tante Lona Batten, an den Zimmern des alten Barons wie an den Gemächern Yella. Wie leicht war es, daß er auch einer von diesen Personen begegnete — vielleicht gar Yella? Und was schadete das? Sah er sie heute nicht mehr, morgen mußte er sie doch auf alle Fälle sprechen. Also vorwärts! Damit schritt Salberg weiter, aber nicht mehr so eilig als vorhin und nun vorichtiger auftretend, obgleich die weichen Matten, die auf den bunten Fliesen lagen, ohnehin das Geräusch der Tritte fast unhörbar machten. Wie still war's. Ab und zu nur hörte man einen Windstoß an dem Schlosse vorüberhaufen. Scheu blickte Salberg nach den Thüren, die hier links und rechts den Korridor begrenzen, und wünschte, daß er lieber den Weg über den Hof gewählt hätte. Es wäre doch unangenehm, wenn er Yella jetzt begegnete. Morgen war er ruhiger, und sie bestimmt auch. Was mochte ihr nur ihr Vater, der alte Baron, gesagt haben, und hatte er ihr überhaupt etwas gesagt?

Unwillkürlich war Salberg in diesem Gedanken wieder stehen geblieben, und nun lauschte er. — Es war ihm, als regte sich etwas dort im Eckzimmer. Er hatte sich nicht getäuscht. Die Thür wurde rasch geöffnet, und Baroneß Yella stand in dem dunklen Rahmen. Die junge Dame schien über die plötzliche und unerwartete Begegnung nicht erschreckt, sondern nur unwillig erstaunt zu sein. Ohne den mindesten Ansehen, als bemerkte sie den Baron, schloß sie die Thür ihres Zimmers und trat auf den Korridor hinaus. Mit heißen Blicken hingen Salbergs Augen an der schönen Gestalt, an dem reizenden Gesichte, das jetzt fast marmorblau erschien in dem dunkelrothen, schawlartigen Tuche, das sich in weichen Falten um Haupt und Nacken legte.

„Yella,“ rief Salberg mit unterdrückter Stimme. Doch ohne ein Wort zu erwidern, mit einer verächtlich stolzen Bewegung wandte sie den Kopf und wollte an dem Baron vorüberschreiten. Aber Salberg vertrat ihr den Weg, während sein schönes Gesicht vor Erregung aufblanste. „Warum antworten Sie mir nicht, was haben Sie gegen mich?“ rief er leidenschaftlich und versuchte, ihre Hand zu ergreifen. „Was ist geschehen, während ich fort war, ich schwöre Ihnen —“

Da hob sie die Hand, die bis jetzt fast krampfhaft die Falten des weichen, mit kostbaren Spigen besetzten Kleides festgehalten hatte, und wandte voll den finsternen Blick auf ihn. „Schwören

Sie nicht, Herr v. Salberg," sagte sie bitter, "ein Weineid macht das Vorgefallene nicht ungeschehen. Und jetzt geben Sie den Weg frei! — Wir beide haben einander nichts mehr zu sagen."

"Das ist Frauentreue!" rief er beinahe gell auf. "Eine jahrelange, hingebende Liebe verweht vor dem lügnerrischen Worte des nächstbesten Abenteurers, den ich züchtigen werde wie —"

Ein unbeschreiblicher Ausdruck flog über das schöne, stolze Gesicht der Baroness, und als ob sie im Geiste die Gestalt des "Abenteurers" mit der des vor ihr stehenden Kavaliere vergliche, glitt ihr Blick langsam an der eleganten Gestalt ihres Verlobten nieder. "Der Mann dort ist kein Abenteurer," sagte sie schneidend nach einer kaum sekundenlangen Pause, während sie leicht nach der Richtung deutete, in der Direktor Siegfried's Zimmer lagen. Als fröstelte sie, zog sie fester das purpurfarbene Tuch zusammen, aus dem über der Stirn das dunkelblonde, wollige Haar wie ein goldenes Diadem hervorleuchtete. Dann schritt sie an Herrn v. Salberg vorüber, der nicht mehr wagte, sie zurückzuhalten, und verschwand in den Gemächern ihres Vaters.

"Wie schön sie ist," war fast das einzige, was Baron Salberg dachte, als er jetzt den breiten, endlosen Korridor weiterstürmte und erst an der Thür anhalt, die im rechten Schloßflügel der Seitentreppe gegenüber lag, welche in das Erdgeschloß führte. Nach stüchtigem Klopfen trat Salberg ein, ohne die Einladung dazu abzuwarten. In dem sehr einfach eingerichteten Zimmer stand Paul, der Diener des Direktors Siegfried, im Begriffe, den Inhalt eines kleinen Koffers in einem Schranke zu ordnen. Ueberrascht wandte Paul sich um, als er die Thür öffnen hörte, das Klopfen hatte er nicht vernommen. Paul war nicht geschult genug, als daß sich in seinem Gesichte nicht die Ueberraschung ausgesprochen hätte, die er beim Anblick des späten Gastes empfand. Gleichwohl war seine Verbeugung tadellos, da er nach den Befehlen des Herrn Barons fragte.

"Ist Ihr Herr in seinem Zimmer?" herrschte Salberg den Diener an.

"Jawohl," erwiderte dieser zögernd, "aber der Herr Direktor wird kaum heute noch jemanden empfangen; indeß — ich werde den Herrn Baron melden."

"Nicht nötig, ich werde mich allein melden," entgegnete Salberg barsch. "Ich bin übrigens nicht „Jemand," sondern der Baron v. Salberg, merken Sie sich das." Darauf ging er auf die Thür des Nebenzimmers zu, öffnete diese rasch und stand im nächsten Momente vor dem Direktor, der sich ruhig, aber mit finstrem Gesichte von seinem Schreibtische erhob. Nicht ein Wort des Grußes erklang von einem der Männer, sie standen sich eine Minute stumm gegenüber, der junge, elegante Kavaliere in kaum zu beherrschender Erregung, Rolf Siegfried in unheimlicher, eisiger Ruhe. Vor der Seele beider tauchte die Erinnerung an eine Zeit auf, wo sie sich fast ebenso gegenübergestanden hatten — fast ebenso, — und doch wie anders!

Rösthches, silbernes Mondlicht lag damals auf dem üppig blühenden, betäubend süß duftenden Flieder im Schloßgarten des Grafen v. Falkenau. Glühwürmchen bligten in dem Sammetrasen auf, wo dieser im Schatten lag, und eine Nachtigall sang ihre langgezogenen, flötenden Melodien so süß und klagend in die Nacht hinaus — da stand Rolf Siegfried, mit heißem Weh im Herzen, mit kaum zu zügelndem Borne in der Seele und schlug dem jungen übermüthigen Aristokraten, der sich frech rühmte, eine Mädchenblume in den Staub ge-

treten zu haben, in das lachende Gesicht. — Heute rüttelte der Novembersturm an den kalten Äuften und trieb die rothen Flammen, die im Kamine loderten, oft weit züngelnd über den Kaminrand. — Verklungen war das Lied der Nachtigall, verweht waren Duft und Blüten, und die blauen, schönen Mädchenaugen. — Wo mochten sie jetzt weinen?!

"Herr Direktor," begann Salberg, gewaltjam die Erinnerung niederkämpfend, hochmüthig und mit einem flüchtigen Blicke auf den prächtigen Neufundländer, der bis jetzt friedlich vor dem Kamine geschlummert hatte und nun hochaufgerichtet, mit funkelnden Augen den Baron anstarrte. "Herr Direktor, ich habe Sie ersuchen lassen, zu mir zu kommen. Sie verweigerten es aber. — Sie werden jedenfalls Ihre guten Gründe haben. Ich aber mußte Sie heute noch sprechen, um Sie zu fragen, was aber wer Sie berechtigte, sich in meine Angelegenheiten zu mischen?"

"Ruhig, Locki!" rief der Direktor dem brohend knurrenden Hunde zu und schaute hierauf fast verwundert den Sprecher an; dann sagte er in ruhig höflichem Tone: "Ich bedauere, Herr Baron, daß Sie sich nicht selbst den Weg zu mir erspart haben. Daß ich Ihnen nichts zu sagen habe, darüber konnten Sie unmöglich im Zweifel sein. Meine Geschäfte führen mich einzig und allein zu dem Herrn Baron v. Rothheim."

"Sie vergessen, Herr, daß ich Güterverwalter des Barons v. Rothheim bin," rief Salberg zornig, "daß ich seit drei Jahren alle Geschäftsangelegenheiten selbst geführt habe, und daß ich binnen kurzem der Gemahl der Baroness Rothheim sein werde."

"Wozu erwähnen Sie das? Ihre Angelegenheiten, und besonders Ihre intimen Familienangelegenheiten, gehen mich, wie Sie ganz richtig bemerkt haben, durchaus nichts an," entgegnete Siegfried mit leichtem Sarkasmus.

Salberg biß sich auf die Lippen. "Ich fand es für nöthig, Ihnen in Erinnerung zu bringen, mit wem Sie es zu thun haben," rief er hochfahrend.

"Ich habe keinen Augenblick vergessen, daß mir Baron Salberg gegenübersteht," sagte Siegfried so bedeutsam, daß Salberg schon zur Seite sah.

"Desto besser für Sie," erwiderte er jedoch gleich darauf boshaft, "ich wäre heute nicht mehr geneigt, wie vor Jahren, einen heißblütigen Jungen, der sich mir gegenüber vergessen hatte, gutmüthig laufen zu lassen."

Nicht die leiseste Veränderung ging in dem ausdrucksvollen Gesichte des Direktors vor, nur seine Hand ballte sich auf dem Tische.

"Ihr Gedächtniß scheint nicht ganz trenn zu sein," entgegnete er gelassen. "Schwürde Ihnen heute, wie vor fünf Jahren, eine Genugthuung in Ihrem Sinne verweigern. Ich duellire mich nicht, an allerwenigsten mit einem Manne, der längst aufgehört hat, satisfaktionsfähig zu sein."

Der Baron wurde leichenblaß. "Herr," rief er fast kreischend, "was verstehen Sie sich?"

Eine entschiedene Handbewegung Siegfried's gebot ihm Einhalt. "Genug, Herr Baron Salberg," sagte der Direktor gemessen. "Sie sehen, daß eine Unterredung zwischen uns besser unterbleibt. Sie werden, so lange ich auf dem Schlosse bin, dasselbe verlassen; der Herr Baron wird Ihnen von dieser meiner Forderung jedenfalls bereits Mittheilung gemacht haben. Ob Sie Ihre Stellung in Rothheim-Bernow nach meiner Abreise wieder einnehmen werden, darüber hat natürlich Baron Rothheim zu bestimmen."

(Fortf. folgt.)

Das Geheimniß des Forsthauses.

Von Fritz Brentano.

I.

In einem Vorzimmer des fürstlichen Schlosses zu Dessau standen zwei Männer in einer eifrigen Unterredung begriffen, die offenbar für den einen derselben nicht besonders erquicklicher Natur war.

Wenigstens deuteten die gebeugte Haltung und der so kummervolle Ausdruck seines Gesichtes darauf hin, daß er sich seinem Partner gegenüber in keiner beneidenswerthen Lage befand.

Wie wäre dies auch möglich gewesen? War doch der bestimmte Mann nichts weiter als der arme fürstliche Leibknecht Claus Just, während der andere sein Gläubiger und kein Geringerer als Henrich Samson Gauner, der reiche „Hofjud"

von Dessau war, bei dem nicht nur der Hof, sondern auch das halbe Ländchen im schwarzen Buche stand.

Nun sind zwar Gläubiger im allgemeinen keine gerngelesene Persönlichkeiten, dennoch aber besaß ein ganz besonderes Talent, sich bei seinen Schuldnern beliebt zu machen. Die Art und Weise, wie er gab, die Wittelschen alle, durch deren Anwendung er die höchsten Zinsen herauspreßte, und die merkwürdige Geschicklichkeit, mit welcher er die Schlage ausog, die er einem Unvorsichtigen, der sich nicht rechtzeitig zu labiren wußte, um den Hals gelegt hatte, alles dieses war bekannt genug, um keinen Namen weit und breit zu einem berühmtesten zu machen.

Doch dies kümmerte ihn wenig — ja, er hatte keine Stunden, wo es ihn mit einer gewissen Genugthuung erfüllte.

Er war in der Schule des Elends und der Verachtung aufgewachsen, war als Junge hungrig und frierend mit dem schweren Waarenbündel auf dem Rücken von Ort zu Ort gezogen, hatte sich von rohen Bauern beleidigen und wegjagen lassen und war doch immer wieder gekommen, der geduldige, zähe — Auge Henoch.

Und bald hatte er neben seinem Hausirhandel da ein Geschäftchen gemacht und dort ein Geschäftchen, bald war ihm hier ein Bauer ein Stückchen Geld schuldig, bald dort, und wenn er nicht zahlen konnte, so wandelte Henoch eines Tages mit einer Kuh aus dem Hause seines Schuldners, um vielleicht eine Woche später demselben Mann ein anderes Thier, natürlich auf Borg, in den Stall zu liefern, bis die Schuld wuchs und wuchs und der gerupfte Sündel an einem schönen Morgen mit Schreden bemerkte, daß nicht mehr er, sondern Henoch der Herr in Haus und Stall war.

Und auch sein Aeußeres spiegelte freilich die Ausbreitung seines Handels und Wandels wieder. Sein gekrümmter Rücken richtete sich mehr und mehr in die Höhe, während dagegen schon mancher Rücken demüthiger Schuldner sich vor ihm krümmte, wenn er an gewissen Verfalltagen in die Häuser und Hütten kam, um sein „bischen Schwerverdienendes“ einzutreiben. Hatte er früher etwas darin gesucht, so abgerissen und ärmlich wie möglich anzusehen, so hielt er jetzt auf seine Garderobe, besonders seit er sich auch in der Stadt festgesetzt hatte und bereits, wenn auch noch heimlich, Offiziere und Hofherren zu seinen Kunden zählte.

Baruch Mäher, der reiche Geldwechsler, glaubte seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen, als eines Tages Henoch in sein veräuchertes Contoir trat, ihn um eine Unterredung in dem gebliebenen Hinterstübchen ersuchte, und ihn dort um die Hand seiner Rebecca bat.

„Seid Ihr ehbbs meschugge?“ fragte er ironisch den Werber, den er immer noch vor sich sah, wie er ihn hundertmal gesehen hatte, als den kleinen, abgerissenen, schmutzgelben Jungen, mit den nach allen Seiten lauerten Augen und dem Waarenbündelchen auf dem Rücken.

Aber dieser war durchaus nicht meschugge. Er war auf diese oder eine ähnliche Antwort vorbereitet und holte aus der Tasche seines braunen Rockes eine großmächtige, mit einem Lederriemen sechsfach umschürzte Brieftasche hervor, öffnete dieselbe und breitete vor Baruch eine große Anzahl Papiere auf den Tisch.

Der Anblick des dieselben, ledernen Ungeheuers mußte auf diesen schon eine gewisse Wirkung geübt haben, denn er betrachtete sich nochmals seinen Mann, setzte dann seinen Nasenflecker auf und prüfte sorgfältig und mit einer Kennerniene die ihm vorgelegten Schriftstücke. Indessen aber schaute deren Eigenthümer harmlos an die Decke des Gemachs, als ob ihn die Sache da unten gar nichts angehe und ihn das dort oben hängende Spinnwebgewebe außerordentlich interessire.

Nach einer, in tiefem gegenseitigen Schweigen verbrachten Viertelstunde, während welcher Baruch Mäher von Zeit zu Zeit über die Papiere weg einen Blick der Bewunderung auf seinen jugendlichen Gesellschafter warf, der immer noch ernst die Mädchen des Neckes an der Decke studirte, öffnete der Geldwechsler die Thüre und rief seinem draußen beschäftigten Melchiores zu:

„Wohes, geh holen eine Flasche Wein und zwei Gläser!“ Ein Rächeln stahl sich über die gelben Büge Henochs. Eben hatte sich in dem Spinnwebgewebe eine fette Biene gefangen und auch über dem reichen Baruch war unten das Netz zusammengeschnitten.

„Besprechen wir ruhig die Angelegenheit,“ sagte dieser, als der Wein gebracht und der Melchiores wieder draußen war.

Und weiter verlangte ja Henoch nichts. Ruhig trank er den ihm offerirten Wein, ruhig packte er seine kostbaren Papiere wieder ein und ruhig setzte er seinem Schwiegervater in spe seine Pläne und Entwürfe für die Zukunft auseinander.

Dieser hatte sich behaglich in seinen alten Polsterstuhl zurückgelegt und hörte mit innigem Wohlbehagen zu. Er war entzückt von dem „interessanten jungen Mann“. Nicht was Henoch schon besah, nein, was ein solcher Geist, ein so gewaltiger Kopf bei diesen Prinzipien noch erwerben mußte, das imponirte ihm. Er hatte oft in seinen stillen Stunden hinter seinem großen Bild von einem Schwiegersohn nach seinem Herzen geträumt und er hatte seinen Mann gefunden.

„Ght morgen bei mir, den! Ich doch, daß sich machen wird die Sache,“ hatte er dann noch zum Abschied dem Henoch gesagt.

Und sie machte sich in der That, denn sechs Monate später lautete die Firma: „Baruch Mäher & Co.“ Die schöne Rebecca aber war die Frau der Compagnie, welche durch Henoch Samson Gaurer repräsentirt war.

Der Vater Baruch aber hatte die Wahl nicht zu bereuen, da sein Schwiegersohn die am Werbetage dargelegten Pläne mit ausdauernder Fähigkeit verwirklichte. Als der Alte starb, hatte er das tröstliche Bewußtsein, daß, nach seinen Begriffen wenigstens, das Geschäft sowie seine Tochter in guten Händen zurückgeblieben, um so mehr, als sein Jorisch Henoch auch zum „Jorjud“ avancirt und von dem Fürsten mit allen seinen Geldgeschäften betraut worden war.

Und das war der Mann, der eben vor dem Leibkassirer Claus Just stand, auf sein hohes Rohr mit goldenem Knopf gestützt, die Finger voll blühender Ringe.

Es waren einige 40 Jahre her, da hatte ihn der Kasirer mit andern rohen Ruben auf der Straße verhöhnt und sie hatten dem Judenjungen Steine nachgeworfen.

Und heute?

„Ihr werdet mich doch um Gotteswillen nicht ins Unglück stürzen,“ sprach der Kasirer mit flehender Stimme, „das wäre schlecht und grauam von Euch, Herr Henoch.“

„Schlecht! Grausam! Ja, ja, 's ist die alte Nebensart,“ murmelte halblaut der Jude. „Kann ich Sie doch seit langen Jahren! Wenn er soll Geld geben, heißt 'r der liebe Henoch, der gute Henoch; aber verlangt er zurück sein Geld, dann ist er der schlechte, der grausame Henoch und nichts ist leidig genug, was ihm nicht wird gewünscht auf den Hals.“

„Habt' ich Euch nicht stets die Zinsen pünktlich gezahlt?“ sprach der Kasirer, „und weiß Gott, sie waren schwer genug.“

„Wie heißt schwer genug?“ fuhr Henoch auf. „Ehrliche sieben Prozent! Wißt Ihr doch nicht, was mir die Summe anderweitig trüge. Schöne 300 Dukaten! Ich bin wahrhaftig ein schlechter Vater meiner Kinder, daß ich mache solche Geschäfte!“

„Das ist es ja eben,“ antwortete der Kasirer, „300 Dukaten! Mein Sohn behauptet, daß Ihr damals seine Noth in unverantwortlicher Weise mißbrauchtet und ihm nur 200 Dukaten gegeben habt.“

„Euer Sohn behauptet,“ höhnte Henoch, „aber der Schuldschein beweist. Wenn übrigens jetzt der Herr Förster die Summe abstreiten will, die er als Forstfassengehilfe von mir borgte — auch gut! So wird Henoch wissen zu beweisen, wozu sie der junge Herr damals so nothwendig gebrauchte.“

Der alte Claus erbleichte, als sein Auge dem stehenden Blick des Wucherers begegnete, und mit zitternder Stimme antwortete er: „Wer spricht von Abstreiten, Herr Henoch. Was hat überhaupt mein Sohn, der Förster, noch mit der Sache zu thun! Habt Ihr ihn und sein krankes Weib nicht gequält bis aufs Blut, bis ich auf Euren eigenen Wunsch die Schuld übernahm und Euch die Verschreibung auf mein Häuschen gab? Nur nicht drängen sollt Ihr mich Tag für Tag. Wißt Ihr doch ganz genau, daß ich jetzt nicht imstande bin, zu zahlen.“

„Ich weiß, daß Ihr es nie sein werdet,“ entgegnete Henoch. „Versteht Ihr doch nicht zu gebrauchen Eure Stellung. Wäre ich Claus Just und so viel um den Fürsten herum, mancher Dukaten sollte fallen in meine Tasche.“

„Ich verstehe wohl, wie Ihr es meint,“ erwiderte der Kasirer, „wenn ich auch das nicht zu thun versiehe, was Ihr meint. Ich bin arm, aber ehrlich und kein Kriecher und Fuchschwänzer, der für andere beim Fürsten intrigirt oder bettelt. Ich weiß wohl, das Rad, was Serenissimus von seiner Heide aus Welschland mitbrachte, hat derel getrieben. Drum sit auch einer nach dem anderen vom Herrn zum Teufel gejagt worden, als ihre Stänkereien an den Tag kamen.“

„So alt, so alt,“ murmelte Henoch, „und noch so hitzig! Et! et! Wer redet von Intriguen — von Stänkereien? Giebt es nicht Dinge genug, die der eine oder der andere zu erlangen wünscht — wo ein gutes Wort, zu rechter Zeit Serenissimus ins Ohr geflüstert, seine Wirkung thut, ohne daß man braucht zu intrigiren? Hört mich an, Just, ich will sprechen ganz offen mit Euch. Seht, ich bin ein Mann, von vielen beneidet. 's ist wahr, ich habe ein hübsches Geld — schwerverdienendes Geld — ich hab' ne tüchtige Frau, 'ne schöne Tochter und könnte sein glücklich, wenn ich nicht hätte noch etwas — einen Wurm, der nagte an meinem Glück. Ich habe einen schlechten Namen.“

„Das weiß Gott,“ murmelte der Kasirer.

„Gaurer! 's ist 'ne Gewalt! Wie vor vielen Jahren haben bekommen unsere Leute ihre neuen Namen von der Regierung, hat es gefallen einem Herrn Kommissar, meinen Vorfahren, welcher geheißen hat Gedalje ben Jizael — Gedalje der Sohn Jizael's — zu nennen Gaurer. Und wir haben behalten müssen den Namen bis heute! Wahrhaftig, kein guter Name! Wenn ich gehe über die Straße und es spricht einer laut hinter mir: „Da geht der Gaurer!“ was will ich machen? Oder wenn meine Rebecca hinter sich hören muß: „Da geht die Frau von dem alten Gaurer!“ und kommt nachhause krank vor Gilt und Galle — ich kann nichts machen — 's ist doch mein Name! Drum möchte ich haben die Erlaubniß vom Fürsten, ihn zu verändern. Aber ich will wissen vorher, wie Serenissimus darüber denkt, und dazu könnt Ihr mir behilflich sein, Just!“

„Ich wüßte nicht wie!“ entgegnete der Alte.

„Nabt bei Gelegenheit fallen da oder dort ein Wörtchen über die Sache und horcht auf, was Serenissimus spricht. Und denkt Ihr, daß es Zeit ist, daß er nicht Nein sagen wird, wenn ich stelle persönlich das Gesuch, so kommt gelassen und rapportirt mir. Es soll Euer Schaden nicht sein.“

„Ich weiß nicht, Herr Henoch, ob ich das kann,“ entgegnete der Kasirer.

„Sagt lieber, Ihr wollt nicht!“ brauste der Hofjud auf. „Ght, ich aber weiß, daß ich werde lassen verteidigen das Haus des unwissenden Herrn Just, falls er mir nicht bezahl hat bünner acht

Tagen die Schuld bei Sella und Pfennig. Nun, wie sieht es?
Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht?
„In Gottes Namen!“ antwortete Justiz, „ich will sehen, was
ich thun läßt.“

(Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

*** Eine historische Erinnerung.** In Frankreich spricht man augensichtlich wieder viel von der Schlacht von Sedan, weil zwei französische Generale die Ehre jenes Angriffs für sich in Anspruch nehmen, welcher dem König Wilhelm den Ausruf der Bewunderung entriß: „Ah, diese tapfern Leute!“. Anknüpfend an den Streit erklärt der pariser „Figaro“ über die „Reise Napoleon's III. ins Exil“ neue Anschlüsse geben zu können. Eine Abtheilung preussischer Mannen brachte den Gefangenen bis zur belgischen Grenze, dort übernahmen es belgische Truppen, ihn weiter zu geleiten. In Bouillon übernachtete er im Gasthof zur „Post“. Durch Zufall erhielt der Kaiser ein Zimmer, welches drei Bilder schmückte. Das erste stellte Mars dar, der dem Schicksal flucht, das zweite Apollo mit der Geier, das dritte den aus dem Himmel gestürzten Vulkan. Der Kaiser saß stumm und in düsteres Brüten versunken da, bis ihm die Verwundung des Generals Marquerite gemeldet wurde. Er murmelte einige Worte der Theilnahme für seinen Waffengefährten und verließ dann wieder in tiefes Schweigen. Als am nächsten Morgen die Wagen vordröhren, um den Kaiser und sein Gefolge nach der Bahn zu bringen, sammelten sich große Volksmengen an und bedrohten den Abfahrenden, der sich nach Abramont begab; hier beflühten die belgischen Truppen vor ihm. Als er die Kanonen der Artillerie sah, welche den preussischen Geschützen ähnlich, sagte er laut: „Da ist ja, meine Herren, die Kanone, welche uns besiegt hat.“ In Verriers begegnete man dem Entthronten mit großer Feindseligkeit. Als er mit seinem Gefolge den Wagen verlassen, verperrte ihm eine ungeheure Volksmenge den Weg, welche in wüstem Durcheinander: „Hoch Frankreich! Hoch Breußen! Nieder mit dem Kaiser! Es lebe der Kaiser!“ brüllte. Nach dem Essen erhielt der Kaiser Dedecken; er las sie ruhig und sagte zu seiner Umgebung: „Meine Herren, es wurde in Paris die Republik proklamirt, ich habe in Herrn Rochefort einen Nachfolger erhalten.“ Später diktirte der Kaiser seinem Sekretär Erinnerungen an die Schlacht von Sedan in die Feder. Die Fahrt nach Kassel sollte am nächsten Mittag beginnen. Als der Kaiser den Gasthof verlassen wollte, war besetzt von einer dichtgedrängten johlenden Menschenmenge wie von einer lebenden Mauer umgeben. Da trat General Chazal mit dem Kapitän Sterck auf die Treppe des Gasthofes, gab ein Zeichen daß er sprechen wolle, und als der Lärm verstummte, rief er mit lauter Stimme: „Meine Herren, der Kaiser der Franzosen wird vor Ihnen erscheinen, er begiebt sich als Kriegsgefangener nach Deutschland. In diesem Augenblicke aber ist er Ihr Gast. Im Namen der Gattfreundschaft Belgiens und dieser Stadt bitte ich Sie, ihn mit dem Gefolge zu empfangen, welche sein großes Unglück jedem Menschen einflößen muß. Meine Herren, ich kenne Sie und weiß, daß Sie die Pflicht erfüllen werden.“ Und die Volksmenge antwortete mit dem Ruf: „Es lebe Chazal!“ Und als der Kaiser, auf den Arm dieses Generals gestützt, die Treppe herabkam, öffnete sich vor ihnen die Volksmenge. Als der Zug sich in Bewegung setzte, bewahrte die zum Bahnhof drängende Menschenmenge eine achtungsvolle Haltung. Ja, als Napoleon sich am Fenster des Wagens zeigte, riefen einige: „Es lebe der Kaiser!“ — Der letzte, so oft von ihm gehörte, Gruß für den Entthronten.

*** Ein Prozeß über die Gültigkeit eines Testaments,** welches von einer alten Dame zugunsten von katholischen Nonnen errichtet wurde, hat in London den Richter Butt und eine Jury volle sieben Tage lang beschäftigt. Der Fall bietet interessante Züge dar. Miß Sampson, die Erblasserin, starb 1869 in ihrem 80. Lebensjahre in dem Kloster zu Woolton in Lancashire. In ihrer letztwilligen Verfügung hatte sie der Schwester Bernard ein Jahrgehalt verschreiben und die Priorin des Klosters, Mutter Dupuis, zu der Erbin des Uebrigen eingesetzt. Das Vermögen der alten Dame betrug etwa 14.000 Pfd. (280.000 M.). Miß Sampson hatte aber schon früher Testamente gemacht. In der That hatte sie zwei Eigenthümlichkeiten: eine Vorliebe für die Flasche und für das Aufsetzen von Testamenten. Schon 1877 hatte sie mittels eines Fideikommisses ihr ganzes Vermögen den Benediktinern von Amplesforth verschrieben und sich selbst bloß ein kleines Jahrgeld ausbedungen. Dieses Abkommen bewerte sie bald nachher, ließ es gerichtlich umstoßen und setzte 1878 und 1880 ihre Nichte, Miß Sara Anna Sampson, zur Erbin ein. Diese Dame ist nun als Klägerin erschienen und verlangt die Ungültigkeitserklärung aller später von ihrer Tante aufgesetzten Testamente. Die alte Dame war nämlich um diese Zeit unter den Einfluß der Nonnen des Klosters zu Woolton gekommen. Mehrere Jahre hindurch bewohnte sie ein an das Kloster anstoßendes Haus und wurde hier von den Schwestern ver-

pflegt. Unter diesen befand sich eine Miß Fazarerly, die als Schwester Columba bekannt war und die alte Dame bestimmte, ihren Wohnsitz im Kloster selbst aufzuschlagen. Ob sie freiwillig dorthin gegangen war, ob unter Zwang, wurde nicht ermittelt. Sicher ist jedoch, daß sie durch ein Loch in der Wand und nicht durch die Thüre ins Kloster gegangen ist. Hier entfaltete sie eine merkwürdige testamentarische Thätigkeit. Zwischen 1866 und 1880 entstanden mehrere Testamente und Kobizille, zu Gunsten von Nonnen und Schwestern, sämmtliche Dokumente waren von Notaren aufgesetzt und gerichtlich unterzeichnet. Die Nichte, deren Erbanprüche dadurch beeinträchtigt wurden, machte geltend, die alte Dame sei geistig nicht zurechnungsfähig gewesen und ungebürlich beeinflusst worden. Eine kuriose Frau war sie jedenfalls. Nicht nur sprach sie der Flasche fleißig zu, sie lud auch die Bilder an der Wand ein, an ihren Mahlzeiten theilzunehmen, ließ allnächtlich ihre Dienerin die Möbel aus ihrem Wohnzimmer ins Schlafzimmer schleppen, nahm ihre Geldkassette mit sich ins Bett und befahl ihrer Dienerin, darauf zu schlafen. Den Verwandten wurde von den Schwestern der Zutritt zur alten Dame verweigert und alle Geschäfte wurden von den Schwestern besorgt, die für ihre Mühe reichliche Geldgeschenke erhielten. Obwohl die Gerichte alle letztwilligen Verfügungen gemeiniglich respektirten, so wurden doch in diesem Falle von der Jury alle nach 1880 zugunsten von Nonnen ausgefertigten Testamente umgestoßen und der zugunsten der Nichte 1880 gemachten Verfügung die gesetzliche Gültigkeit zugesprochen. Mittlerweile haben aber die Advokaten das freitragende Vermögen um einige tausend Pfund vermindert.

*** Ein gefälliger Romanschriftsteller.** Anlässlich des Todes des französischen Bildhauers Aimée Millet erzählt Aurelien Scholl im „Matin“ folgende Anekdote. Millet war ein beständiger Gast des „Divan Lebellefret“, eines literarisch-artistischen Cercles, der besonders gegen Ende der Julimonarchie in Blüthe stand. Er traf dort häufig mit dem ihm sehr befreundeten Romanschriftsteller Paul Duplessis zusammen, der das Feuilleton der Patrie redigirte. Einmal, die Patrie veröfentlichte gerade einen Roman von Duplessis, kam Millet früher in den Cercle und wartete mit Sehnsucht auf Duplessis. Als dieser endlich kam, stürzte Millet auf ihn zu. „Was giebt's?“ frug der Romanschriftsteller. „Eine Frage!“ erwiderte Millet. „Mein Vater liebt deinen Roman in der Patrie mit einer Aufmerksamkeit, die mit Mänglichkeit gepaart ist. Du hast gestern die Gräfin in der allerfrühesten Lage gelassen; sie ist in einen Hinterhalt gefallen und ist in den Händen derer, die das größte Interesse daran haben, sie verschwinden zu lassen. Muß sie sterben?“ — „Ja“, antwortete Duplessis, „sie wird durch einen Dolchstoß des Korien Affiant getödtet.“ Millet schlug mit der Faust auf den Tisch: „Ich habe kein Glück!“ rief er. „Was geht denn die Sache dich an?“ frug Duplessis. „Mein Vater“, erwiderte Millet, „hat mit mir gewettet, daß die Gräfin sterben würde, und ich habe gewettet, daß sie sich aus der schlimmen Lage ziehen würde, weil ich dachte, du würdest die Gräfin im weiteren Verlauf deiner Geschichte noch nöthig haben.“ — „Was hat Ihr gewettet?“ — „Zehn Louis-d'or!“ — „Teufel, das ist viel.“ Duplessis zog seine Uhr und sagte: „Es ist jetzt 9 Uhr. Ich habe noch Zeit, und ich habe gewettet, daß die Gräfin reiten.“ — „Wirklich?“ frug Millet freudig erregt. Duplessis schüttelte ihm die Hand und sagte heiterlich: „Das ist doch das Wenigste, was ich für einen Freund thun kann!“ Sprach's und ging, rettete der Romangräfin das Leben und seinem Freunde die Wette.

*** Kurze Vorbereitung.** Familienvater (zu Frau und Töchtern, die sich zum Konzert puzen): „Was für Umstände Ihr doch mit einem Konzert macht! Da bin ich schneller fertig: Ein Stüdchen Waite in die Ohren und damit basta!“

*** Druckfehlerteufel.** „Was er für seine Angebetete empfand, das sollte sie aus seinem Lieblingsliede erkennen:

Am Abend, bevor ich zur Ruhe geh',
Wißt' ich hinaus in die Nacht!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Der Verwaltungsrath der Bühnenspiele zu Baiereu verordnet (siehe den Spielplan für 1891. Zur Aufführung gelangen in der Zeit vom 19. Juli bis 19. August Parisisal (10), Tristan und Isolde (3), Tannhäuser (7), und zwar Parisisal am 19., 23., 26., 29. Juli, am 2., 6., 9., 12., 16. und 19. August; Tristan und Isolde am 20. Juli, 5. und 15. August, Tannhäuser am 22., 27., 30. Juli, 3., 10., 13. und 18. August. Die Aufführungen beginnen um 4 Uhr nachmittags und enden gegen 10 Uhr abends. Eintrittskarten zu 20 M. für den nummerirten Platz sind vom Verwaltungsrath der Bühnenspiele zu beziehen, der auch Wohnungsgesuche vermittelt.